

# „Es war ein erhebliches Risiko für uns und keine leichte Entscheidung“

Aus einem Zeitzeugengespräch mit Joachim Rudolph

## **Kindheit und Jugend in Berlin**

Ich bin im jetzigen Polen geboren und habe dort die ersten Jahre meines Lebens verbracht. Glücklicherweise hatten wir Verwandte in Berlin, bei denen wir nach Kriegsende unterkommen konnten. Die Erinnerungen an die erste Zeit in Berlin sind fürchterlich. Wir hatten nichts zu essen, der Winter war bitter kalt. Meine Mutter und meine Tante betrieben später einen Schwarzhandel. Der lief allerdings hervorragend und es ging uns bald besser. Dennoch habe ich keine guten Erinnerungen an diese Zeit. Anstatt Fußball spielen zu können, musste ich dreimal in der Woche Zigaretten und Kaffee verkaufen. Das hat mir keinen Spaß gemacht. Irgendwann kam die Kriminalpolizei und meine Mutter wurde verhaftet. Das muss 1953 gewesen sein, nicht lange vor dem 17. Juni. In dem Jahr war ich gerade in der 8. Klasse. Im Juni waren die Abschlussprüfungen. Der Vorteil des 17. Juni war für mich, dass die Prüfung in Gegenwartskunde ausfiel und nicht mehr nachgeholt wurde. Am 16. Juni waren ja bereits diese Unruhen der Bauarbeiter auf der Stalinallee. Wir wussten über den Westrundfunk, dass für den 17. Juni Streiks und Demonstrationen organisiert waren. Da wollten wir natürlich dabei sein. Ich hatte mich mit meinem Freund verabredet. Wir trafen uns am 17. Juni früh in der Greifswalder Straße und wollten in Richtung Alexanderplatz losziehen. Als wir vor unsere Haustür traten, sah man die Greifswalder Straße herunter einen Demonstrationzug kommen. An einer Schuhfabrik machte dieser Zug Halt und kam nicht weiter. Wir sahen, dass aus der Schuhfabrik Leute aus den Fenstern guckten. Vor allem Frauen waren da beschäftigt. Die Demonstranten riefen „Kommt runter, kommt mit! Ihr seht ja, wir ziehen in die Stadt, ihr wisst doch, was heute los. Warum kommt ihr nicht mit?“ Die Frauen sagten: „Wir können nicht, die haben unten alle Türen abgeschlossen und wir kommen nicht raus. Macht die Türen auf, dann kommen wir mit.“ Da drangen Leute aus dem Demonstrationzug auf das Gelände und brachen das Tor auf. Ein großer Teil der Leute aus der Fabrik gesellte sich in Arbeitskitteln zu den Demonstranten. Der Demonstrationzug wurde immer größer und wuchs mehr und mehr an. Eine Straßenbahn wollte in Richtung Alexanderplatz abbiegen. Die Demonstranten forderten die Fahrgäste, den Straßenbahnführer und die Kassierer auf:

„Steigt aus und kommt mit.“ Die Fahrgäste schlossen sich zum großen Teil an. Ich erinnere mich, der Zugführer wollte partout nicht mitmachen. Da nahmen ihm die Demonstranten die Stange zum Gleise verstellen weg und sagten: „Komm mit, du fährst hier nicht weiter.“ Ich weiss nicht, ob er mitgelaufen ist. Auf jeden Fall hatte er keine Stange mehr und konnte mit Sicherheit nicht mehr in Richtung Alexanderplatz einbiegen. Als wir auf dem Marx-Engels-Platz ankamen, hörten wir, die Leute aus Henningsdorf seien unterwegs und würden schon durch West-Berlin marschieren. Das gab ein Riesenhallo. Wir wollten gerade zum Potsdamer Platz gehen, als wir plötzlich dumpfe, laute Geräusche hörten. Die Leute schrien: "Haut ab, haut ab, die Russen kommen." Das Brummen kam immer näher, es brach Panik aus. Die Leute rannten in zwei Richtungen weg. Es gab ein unheimliches Gedränge, man kam einfach nicht vorwärts. Das Brummen wurde immer lauter und artete zu einem Getöse aus. Plötzlich kam um die Ecke der erste Panzer. Wir waren vielleicht 50 Meter davon entfernt. Der Panzer bog auf den Platz ein und fuhr in Richtung Lustgarten. Es folgten weitere Panzer. Wohin sie fuhren, weiss ich nicht. Mein Freund und ich haben eine unheimliche Angst bekommen. Wir wollten nur noch schnell nach Hause. Mit vielen anderen Menschen versuchten wir, aus der Innenstadt herauszukommen. In der Nähe des Polizeipräsidiums hörten wir es plötzlich knallen. Es klang wie von Schüssen. Unter den Leuten brach Panik aus und wir hatten Mühe, nicht zu Fall zu kommen. Wir rannten in den nächstbesten Hauseingang, auf irgendeinen Hinterhof und warteten dort, bis sich die Lage beruhigt hatte. Niemand wusste, was los war. Als wir Stunden später endlich zu Hause ankamen, hingen an den Litfaßsäulen schon Plakate, dass der Ausnahmezustand erklärt sei.

Nach der 8. Klasse kam ich in die Oberschule. Dort fand sich recht bald eine Freundesgruppe zusammen. Diese Freundschaft dauerte viele Jahre, mit einigen Schulkameraden habe ich heute noch Kontakt. Nach dem Abitur lernte ich den Beruf des Elektromontageschlossers im Reichsbahnausbesserungswerk Schöneweide. Einige meiner Freunde haben sofort angefangen zu Studieren, manche von ihnen in West-Berlin. Ich habe erst nach der Ausbildung ein Studium der Sicherungs- und Fernmeldetechnik an der Verkehrshochschule in Dresden begonnen.

### **Mauerbau und Flucht**

Im Sommer 1961 zeltete ich mit meinen Freunden an der Ostsee. Eines Morgens, als wir aus unseren Zelten krochen, kam jemand zu uns und fragte: "Habt ihr schon gehört? Die Grenze ist dicht und in Berlin ist Stacheldraht gezogen." Wir haben ihn nicht richtig ernst genommen und meinten, er macht Quatsch. Dann hörten wir das auch im Rundfunk, aber für uns war es einfach nicht vorstellbar. Wie will man eine ganze Stadt absperren? Das ist

ja absurd, kann ja gar nicht sein. Natürlich haben wir immer wieder Nachrichten gehört. Es wurde berichtet, dass sich die Situation weiter verschärft und die Zäune immer dichter werden. Da dachten wir, jetzt müssen wir so schnell wie möglich nach Berlin. Wir haben uns abends ins Auto gesetzt und sind zurückgefahren. Gleich als erstes sind wir von der Schönhauser Allee in die Eberswalder Straße abgebogen und bis an die Bernauer Straße heran gefahren. Da standen ein paar Vopos, und man sah einen Zaun. Wir dachten, naja gut, das ist schon ein bisschen komisch. Aber es kann ja unmöglich rundherum um Berlin alles dicht sein. Aber wir merkten sehr schnell die Veränderungen. Alle Leute, die täglich nach West-Berlin zum Studium, zur Schule oder zur Arbeit gegangen waren, mussten sich registrieren lassen. Einer meiner Freunde gehörte auch zu ihnen. Er wurde im VEB 7. Oktober in Weißensee eingesetzt und musste Hilfsarbeiten machen. Ein anderer Freund, den wir Iwan nannten, wurde gleich zu Beginn des neuen Studienjahres exmatrikuliert. Während eines Reservistenlehrganges im Juli 1961 sollte er den Fahneid leisten. Darin hieß es unter anderem: "Ich verpflichte mich, meinem Vaterland, der DDR, zu dienen." In der Diskussion mit dem Politoffizier über die einzelnen Passagen des Fahneids sagte mein Freund: "Mein Vaterland ist doch nicht die DDR, mein Vaterland ist Deutschland." Damit war sein Studium beendet. Iwan hat das nicht sonderlich gestört, er wollte sowieso aufhören und zu seinem Vater in den Westen abhauen. Zu der Zeit habe ich noch nicht an Flucht gedacht. Im Semester vor dem Mauerbau hatte ich einen Antrag auf Studienplatzwechsel gestellt. Ich wollte von der Verkehrshochschule zur Technischen Universität wechseln. Erst im September, bei Semesterbeginn, erfuhr ich, dass es nicht mehr geht. 1961 war vom östlichen Wirtschaftsblock ein Beschluss gefasst worden, wonach die einzelnen Wirtschaftszweige auf verschiedene Länder aufgeteilt wurden. Damit war festgelegt, was in welchen Ländern produziert werden durfte. Bis dahin wurden in Dresden Flugzeuge gebaut, und es gab ein Studium für Flugtechnik. Nun durften selbst die Studenten, die im letzten Semester Flugtechnik studierten, das Studium nicht fortsetzen und keinen Abschluss machen. Sie wurden bevorzugt in andere Studienrichtungen übernommen oder mussten ihr Studium abbrechen. Deshalb hatte ich keine Chancen mehr. Wenig später traf ich dann ein paar Leute aus meinem Studienjahr. Die kamen alle mit FDJ-Hemd angelaufen. Ich fragte sie: "Was geht denn hier vor?", denn ich kannte ja ihre politische Einstellung. Da sagten die: "Wir mussten uns schriftlich verpflichten, auf Abruf zur Armee zu gehen und solange das FDJ-Hemd zu tragen, bis ein Friedensvertrag unterzeichnet ist." Da dachte ich: "Mein Gott Walter, das kann ja heiter werden. So kann es nicht weitergehen, irgend etwas muss passieren." Ich hatte keine Lust, so eine

Verpflichtung zu unterschreiben, und bin spontan ins Immatrikulationsbüro gegangen und hab gesagt: "Ich möchte mein Studium abbrechen."

Danach haben wir im Freundeskreis überlegt, was machen wir jetzt. Iwan sagte: "Ich hau ab, was soll ich hier." Der Gedanke hat mich auch bewegt, und ich bin zu dem Schluss gekommen: es bleibt ja nichts weiter übrig, ich habe keine Alternative hier.

Das war gut gesagt, aber wie und wo sollten wir das schaffen? Wir haben uns aufs Fahrrad geschwungen und sind die gesamte Grenze abgefahren. Jeden Morgen haben wir uns getroffen, haben zusammen gefrühstückt und die Morgensendung im SFB angesehen. Da wurde jedes Mal ausführlichst geschildert, wo welche Grenzbefestigungen verstärkt worden waren. So waren wir immer auf dem neuesten Stand. Dann haben wir angefangen, günstige Stellen zu suchen. Wir waren an der Eberswalder Straße und an der Gleimstraße. Das war alles nichts, denn da gab es einen Zaun und Polizisten mit der Kalaschnikow im Anschlag. Dann sind wir in Treptow gelandet, am Kanal. Da sah es eigentlich recht gut aus. Man konnte das Westufer sehen und die Polizisten standen manchmal recht weit auseinander. „Wenn man da die richtige Gelegenheit abpasst, müsste es klappen“, so dachten wir. Abends, als es dunkel war, haben wir hinterm Müggelsee in irgend so einem kleinen See das Schwimmen probiert. Der Mond schien fast taghell. Wir haben bald gemerkt, dass das eine völlig unmögliche Sache ist. Erstens hört man unter solchen Bedingungen Hunderte von Metern weit jedes Plätschern und sieht die Wellen. Und in dem Mondschein liegt man wie auf einem Präsentierteller. Nein, das war nicht das, was wir uns vorgestellt hatten. Dann hatten wir die Idee, mit einem LKW durchzubrechen. Aber als wir zu der vorgesehenen Stelle kamen, lagen über der Straße große Betonplatten von einem Meter Höhe. Da war kein Durchkommen mehr. Die nächste Stelle, die wir uns ausgesucht hatten, lag in einer Laubenkolonie in Schönholz. Wir warteten nur noch, dass das Wetter schlechter wurde. Ein paar Tage später sahen wir im Fernsehen, wie die Laubenkolonie von Bulldozern platt gewalzt wurde und die Bewohner weinend vor ihren Häusern standen. Das ging also auch nicht mehr. Schließlich kam uns die Idee, es von der DDR-Seite nach West-Berlin zu probieren. Da gab es ja noch eine grüne Grenze. Auf unseren Fahrradtouren fanden wir bald eine günstige Stelle im Norden der Stadt. Wir haben also wieder auf schlechtes Wetter gewartet. Eines Tages zogen endlich Wolken auf, und wir sagten: "Okay, jetzt ist es soweit." Unsere Papiere hatten wir am Körper in einer Plastiktüte eingepackt. In der Aktentasche hatte ich noch ein paar absurde Dinge: ein hervorragendes mathematisches Formelbuch und einen Wintermantel, den mir meine Mutter aus ihrer Firma besorgt hatte. Wir haben uns zwei Hosen übereinander angezogen, Pullover und eine

Lederjacke. Ein Freund fuhr uns in seinem alten BMW über Weißensee in das Berliner Umland. An der Grenze zwischen Ost-Berlin und der DDR wurden wir kontrolliert und mussten unsere Ausweise zeigen. Aber alles ging glatt, und wir konnten weiterfahren. Unsere Freunde haben uns eingeladen und sind in einem großen Bogen über die Autobahn wieder nach Berlin zurückgefahren. Zuerst mussten wir durch die bewohnten Grundstücke laufen bis an das Feld. Um uns bellten Hunde, und Laternen beleuchteten den Weg. Wir hatten eine fürchterliche Angst. Dann sind wir erst mal so zehn Meter auf das Feld raufgerannt und haben uns hingeschmissen. Zehn Minuten oder eine Viertelstunde haben wir gewartet und gehorcht. Wir versuchten, uns an die Geräusche, an die Umgebung und an die Beleuchtung zu gewöhnen. Wir wussten ja, da vorne ist ein Wachturm. Er war aber nicht zu sehn. Aus dem West-Berliner Lübars hörten wir Hundegebell. Die Ohren und die Nerven waren zum Zerreißen gespannt. In Etappen sind wir abwechselnd vorgerobbt, jeweils fünf oder zehn Meter. Dann wurde wieder gewartet. Vor uns lag das Fließ. Wir hatten keine Ahnung, wie breit und wie tief das war. Das Wasser floss an der Stelle in einer Breite bis acht Meter. Langsam haben wir unsere Beine reingleiten lassen, das plätscherte ein bisschen. In dem Moment gab es einen fürchterlichen Krach. Unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Zuerst dachten wir, es ist eine Bombe explodiert. Aber dann merkten wir, dass wir eine schlafende Schar Wildenten aufgeschreckt hatten. Die ganze Schar flog auf. Der Lärm war für uns günstig, wir sind sofort ins Wasser gegangen. Knietief sackten wir ab, mindestens zwanzig Zentimeter in den Schlamm rein. Wir haben versucht, möglichst schnell durch das Wasser zu kommen; ohne reinzufallen und ohne unsere Papiere nass zu machen.

Etwa in dreißig Meter Entfernung stand eine riesengroße Eiche. Zu der sind wir gerannt und haben uns dort Deckung gesucht. "Jetzt müssten wir eigentlich in West-Berlin sein", dachten wir. Sicher waren wir nicht. Wir haben niemanden gesehen, auch keine Vopos. In der Zwischenzeit war es nachts gegen drei, halb vier geworden. Dann sahen wir die Lichter von Lübars. Endlich hatten wir einen Weg gefunden, der von hinten in das Dorf führte. Wir kamen zu nachtschlafender Zeit an. Ein paar Laternen brannten, aber ansonsten war niemand und nichts auf der Straße zu sehen. In der Feuerwache auf dem Dorfplatz entdeckten wir dann ein blaues Licht am Fenster. Hinter diesem Fenster saß ein Mann, der hatte seinen Kopf auf die Arme gelegt und döste vor sich hin. Als wir ans Fenster klopfen, schreckte er hoch und sagte: "Wo kommt ihr denn her?" "Na, wir kommen gerade aus Ost-Berlin", erwiderten wir. "Das ist ja toll, vor ein paar Tagen sind auch schon welche gekommen." Unsere Flucht war in der Nacht vom 28. zum 29. September 1961.

## **Fluchthilfe**

Ich konnte dann gleich weiterstudieren und habe mit Iwan im Studentenwohnheim gewohnt. Auf der gegenüberliegenden Seite des Ganges wohnten in einem Doppelzimmer zwei Italiener, der Mimo und der Gigi. Daneben wohnte ein Kommilitone, der Wolf genannt wurde. Wir sahen uns des Öfteren in den Grundlagenvorlesungen oder trafen uns in der Küche beim Essen. So erfuhr man gegenseitig, was man vorher gemacht hatte und woher man kam. Mit der Zeit freundeten wir uns an. Iwan bekam einen neuen Spitznamen und wurde fortan der Lange genannt. Ich war der Kleene.

Irgendwann sprach Wolf uns an und sagte: "Passt mal auf, wir planen so ein Projekt, um ein paar Leute rüberzuholen. Würdet ihr da mitmachen?" Da haben wir gesagt: "Ja klar." Dann passierte wochenlang nichts, und ich dachte schon, das hat sich erledigt. Eines Tages kam Wolf mit der Nachricht: "Jetzt ist es soweit. Es handelt sich um einen Tunnel in der Bernauer Straße." Die Gegend kannten wir ja gut, da sind wir vor dem Mauerbau oft rüber gelaufen und ins Kino gegangen. Der Tunnel sollte in einem Fabrikgelände beginnen. Das hatte jede Menge Kellerräume, für den Tunnelbau ideal. Dann ging also die Buddelei los. Den ersten Abend haben wir allein gegraben. Wenig später kamen Hasso und Uli zu uns. Dann stießen die Fluchthelfer vom Wollanktunnel dazu. Der war ja Anfang 1962 schief gegangen. Mit ihnen kam Achim. Zum Schluss waren wir etwa 40 Leute. Fast jeder wollte Freunde oder Verwandte holen. Wir haben in Schichten gearbeitet. Eine Schicht bestand normalerweise aus vier Leuten. Eine Person hat ständig gegraben. Eine zweite war mit vorn dabei und hat die Karre beladen, und wenn sie am Tunnelausgang entladen worden war, wieder in den Tunnel zurückgezogen. Der Dritte stand unten am Tunneleingang, hat die Karre in Empfang genommen, an den Flaschenzug angehängt und dann hochhieven lassen. Wenn sie zurückkam, musste er sie wieder auf die Schiene setzen, damit der zweite sie in den Tunnel zurückziehen konnte. Oben vor dem Loch hat der Vierte die Karre in Empfang genommen, die Erde in eine Schubkarre gekippt und im Keller abgeladen. Gegraben wurde im Liegen, denn der Tunnel war nur achtzig Zentimeter hoch. Die Arbeit war knochenhart. Am 14. September haben wir dann den Durchbruch gemacht. Als die ersten Flüchtlinge kamen, das war ein Moment, den ich in meinem Leben nie vergessen werde. Hasso stand oben an der Kellertür, Gigi stand links daneben. Ich stand auf der Treppe ein paar Stufen unter den beiden. Die Flüchtlinge standen vor der Tür und tuschelten. Dann ging die Türklinke runter. Wir sahen Tageslicht, standen aber für die Flüchtlinge im Dunkeln. Gigi trat raus und fiel seinem Freund Peter um den Hals. Das war ein Moment, der war so beeindruckend. Ich glaube, da standen mir die Tränen in den

Augen. Das war eine Situation, wo ich mir sagte: „Es ist vollkommen egal, was jetzt noch passiert. Es ist scheißegal, ob noch einer oder zehn oder noch hundert kommen.“ Die ganze Aktion hatte sich für mich in diesem Augenblick gelohnt. Insgesamt haben wir durch diesen Tunnel neunundzwanzig Leute rübergeholt. Deshalb heißt er auch "Tunnel 29".

### **Der Tunnel zur Brunnenstraße 45**

Eigentlich hatte ich vor, mich wieder voll meinem Studium zu widmen. Aber kurze Zeit später kam Hasso zu mir nach Hause. Wir saßen am Küchentisch, und er erzählte mir von einem zweiten Tunnelprojekt. Er sagte, dass er mich gern wieder dabei hätte und fragte mich, ob ich mitmachen würde. Er wollte den neuen Tunnel unter dem gleichen Fabrikgebäude wie den "Tunnel 29" beginnen. Ein paar Leute aus dem ersten Tunnel hatten sich schon bereit erklärt, mitzumachen. Zu den mir bekannten Freunden kamen einige Flüchtlinge aus dem ersten Tunnel, wie Hassos Schwager. Sie wollten quasi als Dankeschön mitarbeiten. Auch ein paar neue Leute gab es, die er aufgetrieben hatte. Hasso erzählte mir, dass Uli wieder die Vermessung machen würde. Ich habe ihm meine Bedenken gesagt, dass ich mit meinem Studium weitermachen und Scheine vorlegen muss. Sonst hätte ich kein Stipendium mehr bekommen. Nach kurzem Nachdenken meinte er, gut, das sei ihm der Spaß wert. Wenn ich mich entschließen würde, mitzumachen, dann wäre ich einer der wenigen außer ihm, welche die Möglichkeit hätten, den Tunnel zu verlassen. Das war dann letztendlich zweimal in der Woche. Ich glaube, ich habe am gleichen Tag noch spontan zugesagt.

Über Geld haben wir gar nicht weiter gesprochen. Hasso sagte, die Verpflegung und alles Material würde er besorgen, und die Finanzierung wäre klar. Er stellte das Geld, was er für den ersten Tunnel bekommen hatte, für den zweiten zur Verfügung. Bevor wir anfangen, haben wir jede Menge nötige Materialien gekauft. Das waren Sachen, die in dem anderen Tunnel nicht mehr vorhanden waren oder die wir austauschen wollten. Dazu gehörten Matratzen zum Schlafen. Es gab ein einziges Zimmer, was dem Fabrikgelände vorgelagert war. Dort hatten wir eine Übernachtungsmöglichkeit eingerichtet. Es war von unten aus dem Keller durch ein aufgestemmtes Loch in der Betondecke zu erreichen. Im Zimmer, das sehr groß war, gab es mehrere Fenster. Die hatten wir zugenagelt. Damit war auch der Schall gedämpft. Da hat sich dann jeder irgend einen Schlafplatz ausgesucht und seinen Schlafsack mitgebracht. So wurde dort geschlafen. Wir waren ungefähr acht, neun Leute. Zunächst haben wir den Lehm vom ersten Tunnel aus den Kellern geräumt und Abfahren lassen. Diese Aktion wurde sogar von den Vopos durch die Sehschlitze der zugemauerten Fenster der Grenzhäuser fotografiert. Der Einstieg zum alten Tunnel wurde zugeschüttet.

Für das neue Loch haben wir den Kellerraum ausgewählt, der sehr weit an der Bernauer Straße in Richtung der Brunnenstraße gelegen hat. So konnten wir drei, vier Meter sparen. Natürlich haben wir die Erfahrungen, die wir beim Bau des ersten Tunnels gesammelt hatten, soweit wie möglich berücksichtigt. So hielten wir das Abstützen des Stollens bei dem festen Boden für absolut unnötig. Aus statischen Gründen haben wir nur das Profil der Tunneldecke verändert und mehr abgerundet. Aber Höhe und Breite waren schon in etwa ähnlich: neunzig mal siebzig oder achtzig Zentimeter. Für den Transport des Abraums haben wir die gleiche Winde benutzt, die zum Ziehen des Wagens diente. Sie wurde vom alten Tunneleinstieg rüber getragen und mit Stahlprofilen in der Steinwand befestigt. Mit dieser Winde haben wir dann das Material raus gezogen. Zum Transport der Erde benutzten wir aber nicht mehr den Wagen, sondern sogenannte Fleischersatten. Wir wollten nicht mehr diese vielen Stahlträger und Bretter in den Boden legen für die Führung der Räder. Es ging auch wunderbar mit den Fleischersatten. Auch eine Lüftung hielten wir für unnötig. Um einen möglichen Wassereinbruch zu verhindern, haben wir einen tieferen Eingangsschacht gebaut. Der war vielleicht fünf Meter unter der Kellersohle. Damit waren wir nicht mehr so nah an den alten Wasserrohren, die beim ersten Tunnel kaputt gegangen waren. Außerdem haben wir den Tunnel leicht ansteigend gegraben, damit das Wasser zum Tunnelanfang ablaufen konnte, wenn es doch mal einen Wassereinbruch geben würde. Notfalls hätte man so auch besser abpumpen können.

Der Schacht war also wesentlich tiefer. Wenn man da runtergestürzt wäre, da hätte schon einiges passieren können. Der Flaschenzug hing direkt über dem Einstiegsloch. Wir hatten ja auch im ersten Tunnel in der letzten Phase den Motor der Winde zum Betätigen des Flaschenzuges benutzt. Das haben wir dann natürlich auch wieder gemacht, gleich von Anfang an. Gearbeitet wurde in Schichten, in zweimal zwölf-Stunden-Schichten. Da wurde ganz schön geschindert. Wir haben natürlich auch zusammengesessen und gegessen oder sogar eine Weihnachtsfeier veranstaltet. Da bin ich natürlich auch lieber in den Tunnel gegangen, als zu meiner Familie. Hasso brachte jede Menge Wein mit. Wir hatten Tannenzweige in der Vase und haben Weihnachtslieder im Rundfunk gehört. Aber je länger die Aktion dauerte, um so lässiger und unmotivierter wurden die Leute. Die Stimmung durchlief kritische Phasen. Es war daher ein bisschen schwierig, diese Truppe bei Laune zu halten. Zum Glück ging es irgendwie immer weiter. Wir, die wir ab und zu raus konnten, haben uns bemüht, den Leuten jeden denkbaren Wunsch zu erfüllen. Zweimal in der Woche musste ich den Tunnel verlassen, um in die Uni zu gehen. Deshalb habe ich immer nur Nachtschichten gemacht. Waschen konnten wir uns Gott sei Dank im



Keller. Das war überhaupt kein Problem. Ich war also sauber, wenn ich zur Uni fuhr. Wenn ich dann in der Vorlesung saß, war ich natürlich ziemlich müde. Da bin ich so manches Mal eingenickt. Am Nachmittag bin ich kurz nach Hause gefahren und habe mich ein oder zwei Stunden hingelegt. Abends ging es wieder in den Tunnel. Schichtwechsel war immer um 6.00 Uhr. Ich bin also wieder rechtzeitig zum Schichtwechsel da gewesen. Beim zweiten Vorlesungstag bin ich früh raus gegangen und am nächsten Abend wieder zurückgekommen. Da konnte ich wenigstens eine Nacht ausgiebig zu Hause schlafen. Größere Probleme gab es bei diesem Tunnelbau eigentlich nicht. Es ging mehr oder weniger zügig voran. Zuerst hielt die Satte sehr gut. Aber je länger der Tunnel wurde, desto länger war auch die Strecke, welche die Satte über den Lehm Boden schliff. Da war dann irgendwann der Boden durchgescheuert und eine neue fällig. Bei dem Gewicht und der Länge war das kein Wunder. Wir haben da viele, viele Satten verarbeitet. Es gibt ja nicht so viele Geschäfte, wo man solche Gefäße bekommt. Die Verkäufer wunderten sich dann auch schon langsam, als wir immer wieder neue haben wollten. Also, das war schon ein bisschen komisch. Die Satte wurde mit Seilen im Tunnel gezogen. Einer von uns hat immer gebuddelt und die Satte beladen. Die anderen zogen sie mit der Winde zurück und transportierten die Erde in die Kellerräume. Zur Verständigung untereinander hatten wir im Tunnel ein Feldtelefon installiert. Wenn das Signal dort ankam, ein kurzes Klingeln, dann wusste der Grabende, es geht weiter. Man musste nicht erst abnehmen, sondern wusste Bescheid. Es dauerte ja seine Zeit, bis die Satte entleert worden war und man die Nachricht bekam, sie wieder rein zu ziehen. Dazwischen hatte man Zeit, zu graben. So ging das immer weiter.

Einmal kamen wir an eine Stelle, sie sah aus wie eine Mauer aus Stein. „He“, dachten wir, „mein Gott, was ist denn hier los.“ Wir haben sofort den Uli benachrichtigt. Der kam und wusste auch nicht, was das sein könnte. Wir haben vorsichtig daran rumgepopelt und stellten fest, es war ein riesiger Findling. Ein Riesending. Wir mussten also versuchen, ihn irgendwie zu umgehen. Also haben wir nach links gegraben, nach rechts gegraben. Irgendwann bog er endlich ab, da hatten wir das Ende erreicht. An der Stelle machte der Tunnel dann einen großen Knick. Hinter dem Knick, gab es zunächst Luftprobleme. Durch die regelmäßige Arbeit im Tunnel, war eine gute Luftzirkulation vorhanden. Durch die Körperwärme, die hochsteigt, zieht die Luft nach hinten ab. Kalte Luft zieht unten nach. Das war eine gewaltige Strömung, das spürte man richtig. Nach dem Knick fiel diese Luftbewegung weg. Man hatte nicht das Gefühl, dass man erstickt. Aber man schwitzte und spürte die schlechte Luft. Es fehlte genügend Sauerstoff. Das gab sich dann nach zehn

bis fünfzehn Metern. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir schon mehr als die Hälfte geschafft. Ich schätze, wir waren etwa bei 100 Metern.

Eines Tages waren wir da, wo wir hin wollten. Uli kam wieder zur Vermessung, denn es war ja vorher alles genau festgelegt, wo wir rauskommen wollten. Ziel sollte wieder ein Keller sein. Uli hat also vermessen und wir waren der Meinung, wir sind an der richtigen Stelle. Wie jetzt die Benachrichtigung der Flüchtlinge ablief, wer da wann und in welcher Reihenfolge kommen sollte, das weiss ich überhaupt nicht.

Beim Durchbruchversuch waren wir nur noch relativ wenig Leute, verdammt wenig Leute. Natürlich haben wir wieder das ganze Material bei uns gehabt, was wir schon in unserem Seesack hatten: Handwerkszeug, Waffen und so. Hasso hat das letzte Stück nach oben gebuddelt. Er kam relativ leicht an die Oberfläche und stellte fest: irgendwie sind wir im Freien. Das hat uns einigermaßen geschockt. Wir haben den geplanten Ausgang provisorisch zugemacht. Ein Kurier wurde rüber geschickt, der versuchen sollte festzustellen, wo das Loch ist. Er hat das auch gefunden und genau erklärt, wo wir rausgekommen sind und wo wir hätten hin müssen. Anhand dessen konnten wir dann unsere Richtung korrigieren. Dafür haben wir uns noch mal zwei oder drei Tage Zeit genommen.

Inzwischen waren die Kuriere zur Benachrichtigung der Flüchtlinge aber schon unterwegs. Soweit ich weiß, ist an dem Tag mindestens einer von seinem Gang nach Ost-Berlin nicht zurückgekommen. Bis Mitternacht musste er über die Grenze zurück sein. Er war aber nicht da. Auch am nächsten Tag kam er nicht. Jetzt war die Entscheidung zu treffen, machen wir trotzdem weiter oder brechen wir ab. Wir wussten ja nicht, wann der geschnappt worden ist, ob schon beim Übergehen oder erst beim Zurückkommen. Wir wussten nicht, ob die Flüchtlinge bereits benachrichtigt waren und hatten keine Ahnung, ob der Kurier in der Zwischenzeit bei den Verhören irgend etwas erzählt hatte. All das wussten wir nicht. Es war also ein erhebliches Risiko für uns und keine leichte Entscheidung. Aber wir haben gesagt, wir machen es trotzdem.

So haben wir also den zweiten Durchbruchversuch gewagt. Den Quergang hatten wir schon leicht ansteigend gebuddelt, so dass wir wirklich nicht mehr weit unter dem Kellerfußboden waren. Der Stollen war an der Stelle nicht besonders hoch. Man konnte keinesfalls aufrecht stehen. Wir haben dann ein paar Balken als Untergrund gelegt, einen Wagenheber draufgesetzt und den Ziegelstein im Fußboden des Kellers hochgedrückt. Ich glaube, Hasso hat ihn vorsichtig zur Seite geschoben und dann erst mal gehorcht. Es war stockdunkel in dem Keller. Wir hockten in gebückter Haltung im Tunnel, daran erinnere

ich mich ganz genau. Das war so eine Zwischenstellung, die auch noch obendrein sehr anstrengend war. Den Durchbruch habe ich mit Hasso zusammen gemacht. Und dann haben wir abwechselnd das Ohr an die Öffnung gehalten, weil mit der Zeit die Konzentration so nachlässt, dass man einfach überhaupt nichts mehr hört. Dabei haben wir versucht festzustellen, ob irgendwelche Geräusche zu hören waren. Wir waren unsicher und hatten ein sehr, sehr mulmiges Gefühl, weil eben der Kurier nicht zurückgekommen war. Das war keine angenehme Situation. Einmal kam ich zurück und sagte, ich habe das Gefühl, als wenn da irgend ein Geräusch zu hören war. Es klang, als wenn jemand an eine Zinkwanne oder einen Zinkeimer gestoßen sei. Aber ich war mir nicht sicher. Jeder, der vorn gehorcht hat, musste freie Bahn haben, um diese fünf, sechs Meter auf allen Vieren zurückzurennen. Die anderen haben in der Verlängerung des Tunnels gesessen, damit der Rückweg auf jeden Fall frei war. Plötzlich, nach einer ganz erheblich langen Zeit passierte es. Hasso kam wie von der Tarantel gestochen aus diesem Querstollen rausgeschossen und sagte: „Einpacken, es hat keinen Sinn mehr.“ Er glaubte, ganz deutlich ein Geräusch gehört zu haben. Das sei für ihn ganz eindeutig gewesen und wir sollten aufhören. Das Risiko wäre zu groß. Also haben wir unseren Kram eingepackt, den Seesack wieder zugebunden und sind abgezogen. Die Stimmung war bei allen Beteiligten auf dem Nullpunkt. Hinterher sind wir dann, glaube ich, zum Uli nach Hause gefahren und haben da noch mal zusammengesessen. Vor allen Dingen haben wir überlegt, was unternehmen wir jetzt wegen des Kuriers. Was könnte er gemacht haben und was könnten wir eventuell noch retten. Vor allem ging es uns um die Flüchtlinge, die kommen wollten. Aber was hätten wir tun können? Der Kurier war für Jahre spurlos verschwunden.

*Veröffentlicht in: Nooke, Maria: Der verratene Tunnel. Geschichte einer verhinderten Flucht im geteilten Berlin, Bremen 2002.*